DAVID BADDIEL

Half so Wild

DAVID BADDIEL

Halb so wild

ROMAN

Aus dem Englischen von
Friedrich Mader

Karl Blessing Verlag

Titel der Originalausgabe: *The Death of Eli Gold*
Originalverlag: Fourth Estate

Verlagsgruppe Random House FSC® N001967
Das für dieses Buch verwendete
FSC®-zertifizierte Papier *EOS*
liefert Salzer Papier, St. Pölten, Austria.

1. Auflage
Copyright © der Originalausgabe 2011
by David Baddiel
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2013
by Karl Blessing Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Umschlaggestaltung: Hauptmann und Kompanie
Werbeagentur, Zürich
Satz: Leingärtner, Nabburg
Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany
ISBN: 978-3-89667-482-1

www.blessing-verlag.de

Für W.

… er besteht auf der bizarren pubertären Vorstellung, dass Sex mit jeder beliebigen Person zu jeder beliebigen Zeit das Allheilmittel für ontologische* Verzweiflung ist.

– David Foster Wallace in seiner Rezension von John Updikes *Gegen Ende der Zeit* im *New York Book Observer* 1997

Mit ihren zweiunddreißig Jahren war Denise immer noch hübsch.

– Jonathan Franzen, *Die Korrekturen*

Trotz gewisser innerer Reserven kann ich nicht ohne Arthur leben.

– Cynthia Koestler, *Abschiedsbrief*

* Bei Erscheinen des gleichen Essays in der Sammlung *Consider the Lobster* im Jahr 2004 ersetzte DFW »ontologische« durch »menschliche«.

TEIL EINS

Mein berühmter Daddy liegt im Sterben. Manche Erwachsene meinen, dass ich nicht verstehe, was das bedeutet, aber das stimmt nicht. Jada versteht es nicht. Nach dem Tod ihrer Grandma hat sie mir erzählt, wie ihre Mom gesagt hat, dass sie im Himmel ist. Okay, sagte ich. Doch dann, drei Tage später, hat mir Jada erzählt, wie sie ihre Mutter gefragt hat, wann sie wieder zurückkommt. Also fragte ich Mommy, und sie hat mir erklärt, dass sie nie mehr zurückkommt; dass sie für immer fort ist. Deswegen weiß ich, was es bedeutet. Es bedeutet, dass man weggeht und nicht zurückkommt.

Ich und Mommy, wir fahren jeden Tag ins Krankenhaus, um Daddy zu besuchen. Das Krankenhaus heißt Mount Sinai Hospital. Der Berg Sinai war der Ort in Israel, wo Gott mit Moses gesprochen und ihm die Zehn Gebote gegeben hat. Davon habe ich in einem Buch gelesen, das mir Elaine gegeben hat: *The Beginner's Bible: Timeless Children's Stories.* Als ich jünger war – fünf oder so –, habe ich die Zehn Gebote auswendig gelernt. Keine Ahnung, warum. Damals wusste ich nicht mal, was all diese Worte bedeuten: *Bildnis. Falsch Zeugnis. Ehebrechen.* Aber an die drei wichtigsten kann ich mich noch erinnern: *Du sollst nicht töten. Du sollst nicht stehlen. Du sollst deinen Vater und deine Mutter ehren.*

Das Krankenhaus ist überhaupt nicht so wie der Berg Sinai in dem Buch, sondern einfach nur ein großes Haus. Es liegt direkt am Park, und von dem großen Fenster am Ende von Daddys Zimmer aus kann ich einen See sehen. Auch in *The*

Beginner's Bible: Timeless Children's Stories gibt es einen See, in dem Kapitel über Moses. Moses steigt gerade mit den Zehn Geboten wieder herunter vom Berg und macht ein furchtbar wütendes Gesicht. Unten wartet eine Menschenmenge, und hinter ihnen ist ein See. Manchmal, wenn ich durch das Fenster schaue, tue ich so, als wäre der See im Park der See im Buch und als wäre Daddy Moses, obwohl er jetzt immer im Bett liegt und nicht mehr aufstehen kann. Auch halten kann er nichts, und zwei große Steinplatten schon gar nicht. Aber gestern, als ich gerade so getan habe, ist Mommy zum Fenster gekommen und hat mir erklärt, dass das gar kein richtiger See ist, sondern der Jacqueline-Kennedy-Onassis-Stausee. Ich wollte wissen, was ein Stausee ist. Ein von Menschen gemachtes Gehwässer, war ihre Antwort. Ich verstand nicht, was sie mit Gehwässer meinte. Wasser ist doch zum Schwimmen, nicht zum Gehen. Ich wollte sie danach fragen und auch, wer Jacqueline Kennedy Onassis ist, aber dann machte Daddy wieder dieses komische Geräusch, das er jetzt nur noch macht, und sie lief zu seinem Bett.

Beim ersten Mal, als ich und Elaine ins Krankenhaus gekommen sind, waren draußen haufenweise Fotografen. Mein Daddy ist nämlich berühmt. Nicht so wie Katy Perry oder Justin Bieber oder diese Typen: Er ist auf andere Weise berühmt. Mommy hat mir ein Album mit Zeitungsausschnitten aus der Zeit meiner Geburt gemacht, und dort wird er fast überall als »der größte lebende Schriftsteller der Welt« bezeichnet. Bis jetzt kenne ich noch keins von seinen Büchern, weil ich noch zu jung dafür bin. Aber wenn ich älter bin – vielleicht elf oder so –, werde ich sie alle lesen.

Elaine sagte, ich soll nach unten schauen, als die Fotografen ein Bild von mir machen wollten. Ein paar haben mir zugerufen – »Hey, Colette! Colette! Hier!« –, und ich hätte fast hingeschaut,

aber nur fast. Ich habe einfach weiter mit den Schnürsenkeln an meinen neuen Gap-Schuhen herumgemacht, mit den weißen Spitzen an den rosa Strippen.

»Woher kennen die meinen Namen?«, flüsterte ich Elaine zu.

»Wegen Daddy.« Aber sie ging ganz schnell weiter, mit dem Kopf nach unten, ohne es mir genauer zu erklären. Dann wandte sich einer von den Fotografen an Elaine: »Sind Sie auch eine Tochter?« Es war gut, dass ich nach unten geschaut habe, weil mir fast ein Lachen ausgekommen wäre: Sie ist doch mein *Kindermädchen* und mindestens fünfundsechzig oder so!!

Daddy liegt schon lange im Sterben, schon seit der Zeit, wo ich noch nicht mal sechs war. Das weiß ich, weil mir Elaine zum sechsten Geburtstag ein Buch geschenkt hat: *The Heavenly Express for My Daddy.* Es soll Kindern helfen zu begreifen, was passiert, wenn ihr Vater stirbt. Da gibt es haufenweise Bilder von einem Mann, der ein Daddy ist, aber viel jünger als meiner, die Haare nicht weiß, sondern schwarz, und ohne Bart. Aber wie meiner wird er krank und muss ins Krankenhaus. Dann kommt Gott und besucht den Mann und erzählt ihm, dass er ihn in einen besonderen Schnellzug setzen wird, damit er hinauf in den Himmel fährt und dort bei ihm lebt. Aber was danach passiert, weiß ich nicht, denn Mommy hat mir das Buch weggenommen, weil sie der Ansicht ist, Elaine schwärmt zu sehr für Gott. Als sie das Buch zugeklappt hat, hat sie gemeint, dass sie es falsch findet, Kindern nicht die Wahrheit zu sagen, bloß weil sie jung sind. Vor allem mir, wo ich doch Daddys Tochter bin und Daddy nicht an Gott glaubt, obwohl es in einigen von seinen Büchern irgendwie um Ihn geht. *Daddy,* sagte sie – na ja, eigentlich nannte sie ihn Eli, manchmal sagt sie Daddy, manchmal Eli –, *Eli,* sagte sie, *ist ein Prüfstein für die Wahrheit in dieser Welt.* Ich wusste nicht, was diese Worte bedeuten, doch Mommy hatte die Augen fest geschlossen, als sie sie aussprach, und wenn

sie das macht, weiß ich immer, dass es um was geht, das ich mir merken soll, also habe ich sie gleich auswendig gelernt wie meine drei Zehn Gebote.

Nach der Ankunft am Flughafen JFK überlegt Harvey Gold, dass er in Zeiten wie diesen ein idealer Grenzbeamter wäre. Was machen diese Typen? Sie schauen sich Gesichter an. Sie sitzen am Schalter und vergleichen echte mit Fotogesichtern. *Fotogesicht. Echtes Gesicht. Fotogesicht. Echtes Gesicht.* Den ganzen Tag. Und ich, was mache ich, denkt er, in Zeiten wie diesen? Ich überprüfe Gesichter. Jedes Gesicht, das mir begegnet, überprüfe ich. Hilflos sondierend, erkundend, musternd. Natürlich sucht Harvey nach etwas anderem, allerdings fragt er sich, ob das wirklich einen so großen Unterschied macht. Auch die Grenzbeamten forschen nach Veränderungen, danach, was mit einem Gesicht geschieht, wenn es sein statisches Arrangement verliert. Sie kontrollieren, wie es wirkt, wenn es dem Betrachter nicht auf dieselbe Weise präsentiert wird wie einer Kamera.

Auf jeden Fall, denkt er in der Schlange der müden, munteren und geschäftigen Reisenden, *wäre ich ein sauguter Grenzer.* Vor allem – die Pupillen scheinen über die Rückseite der Lider zu scheuern, als der Blick seiner geröteten Augen nach oben zuckt – in diesem gnadenlos entlarvenden Flughafenlicht. Sollte Al Kaida irgendwann der Meinung sein, dass es an der Zeit ist, Osama bin Laden endlich nach Amerika einzuschmuggeln, an mir käme er nicht vorbei, selbst wenn er sich mit seinem zusammengestohlenen Geld die beste afghanische Gesichts-OP gönnt und völlig neu zurechtgeschnitten und neu eingefärbt vor meinem Schalter antanzt. Sogar nach einer *Geschlechtsumwandlung* würde ich ihn erkennen. Dieser Gedanke bringt ihn

zum Lächeln, und der Geschäftsmann neben ihm in der Schlange runzelt die Stirn. Wenn er genauer hinsehen würde, was er aber nicht tut, würde der Geschäftsmann vielleicht bemerken, dass Harveys Lächeln nicht ganz aufrichtig ist, sondern getränkt von einem Hauch Bitterkeit.

Wie eine Harfe zirpt in Harveys Hosentasche sein iPhone: eine SMS. Er kramt in seiner Jeans, die im Schritt zu eng ist – es kommt ihm so vor, als ob der Schritt seiner Hosen von dem Ekel, den er ständig mit sich herumträgt, immer weiter schrumpfen würde. Ohne hinzuschauen, weiß er, dass es nur die Telefongesellschaft AT&T ist, die ihm ihre Dienste anbietet, trotzdem schielt er auf das Display. Und tatsächlich, ein hoffnungsfroher Willkommensgruß wie von den Pilgervätern persönlich. Als er das Telefon schon wieder durch den dünnen Schlitz seiner Vordertasche zwängen will, fällt ihm eine andere SMS auf, von Stella. Er tippt mit dem Daumennagel darauf, den er immer noch lange wachsen lässt zur Erinnerung an die Zeit, in der er Gitarre spielte und sich vorstellte, auf der Bühne zu stehen und den Fuß gegen einen schwarzen Monitor zu stemmen. *Liebling,* liest er, *hoffentlich war der Flug nicht so schlimm. In Gedanken bin ich bei euch allen dort drüben, aber vor allem bei dir. Pass gut auf dich auf. XXX*

Mit dem Daumen schiebt er das Bild drei Fenster weiter zu Deep Green. Deep Green ist ein Schachprogramm, nach dem Harvey süchtig ist und mit dem er sich schon beim kleinsten Anzeichen von Langeweile oder Eingeschlossensein beschäftigt – Zustände, in denen sich die ihm von mehreren Therapeuten bescheinigte *Angststörung* verstärkt. Inzwischen greift er in Arztwartezimmern instinktiv danach, auch in Verkehrsstaus, obwohl es nicht erlaubt ist, und in allen Schlangen, weil er weiß, dass die Wartezeit durch das Spielen schneller vergeht. Der Nachteil ist, dass Deep Green immer gewinnt. Er spielt auf Level 4, also

ungefähr auf der Mitte der acht Einstellmöglichkeiten. Ihm ist klar, dass er eigentlich eine Ebene tiefer schalten müsste, doch das erscheint ihm sinnlos. Jede Freude über eine Niederlage des Programms – das sich aus unerfindlichen Gründen Tiny getauft hat: Immer wenn Harvey verliert, muss er ein leises Ping, begleitet von einem hämischen *Schachmatt! Tiny gewinnt!* über sich ergehen lassen – wäre ihm durch das Wissen vergällt, dass er dafür den Schwierigkeitsgrad senken musste.

Kurz nachdem er mit der Partie begonnen hat – allerdings schwebt sein Daumen bereits über der BEENDEN-Taste –, spürt er, dass der Geschäftsmann neben ihm gereizt zuckt. Wie er bemerkt, warten alle schon darauf, dass er die grüne Linie überquert und an den Schalter tritt. Schnell steckt er das Telefon weg und fummelt in der schlampig um die Hüften gewickelten Gürteltasche nach seinem Pass. Im letzten Augenblick fällt ihm ein: der amerikanische. Harvey ist in vielerlei Hinsicht ein Mensch mit doppelter Staatsbürgerschaft, und das stets auf seine Sonderstellung pochende US-amerikanische Gesetz betont mit allem Nachdruck, dass jeder Reisende im Besitz eines amerikanischen Passes beim Betreten des Landes den Adler mit den ausgebreiteten Flügeln vorzuweisen hat. Die Grenzbeamtin, die bereits die Augen zusammenkneift, als würde sie Harveys Getrödel als verdächtig einstufen, ist ungefähr fünfunddreißig Jahre alt. Als er sich nähert, kehrt sein bitteres Lächeln zurück und mit ihm die Erinnerung an den geschlechtsumgewandelten Teufel Osama.

Nur damit keine Missverständnisse aufkommen: Harvey lächelt nicht – weder jetzt noch vorhin – über die Vorstellung eines Osama bin Laden in Frauenkleidern. Nein, er lächelt über sich selbst nach Art eines Mannes, der sich resigniert mit einer beschissenen Seite seiner selbst abgefunden hat; der in diesem und vielen anderen Punkten die BEENDEN-Taste in seiner Seele gedrückt hat. Er lächelt über sich selbst, weil er denkt:

Scheiße, natürlich, *natürlich* würde ich ihn nach einer Sexumwandlung erkennen. Denn dann wäre er eine Frau, und Frauen werden von seinen Augen ungefähr hundertvierzehnmal gescannt. Diese Frau zum Beispiel, die Grenzbeamtin: Harvey wird ihr Gesicht viel sorgfältiger unter die Lupe nehmen als sie seines. Und wenn ihre Augen noch so gründlich zwischen seinem Gesicht und dessen Pendant auf dem Papier hin und her huschen – angegraut, Hängebacken, ausweisernst, im wässrigen Blick noch der Hauch einer Teenagererinnerung daran, wie er mit Freunden Grimassen schneidend in viel zu engen Fotoautomaten gesessen hat –, ihre Prüfung ist nichts im Vergleich zu dem besessenen Bohren, mit dem Harvey ihre Haut abtastet, ihr Gesicht abspeichert und sie durch das Sexprogramm in seinem Kopf laufen lässt, um alles zu vermessen, zu beurteilen, zu bewerten: Glätte, Ebenmaß, Empfindsamkeit des Blicks, Rundheit der Wangen, Fülle von Mund und Haar, Stärke und Stil des Make-ups und, am wichtigsten natürlich, Widerstandskraft gegen den unaufhaltsamen Strom des Alterns. *Wer hätte das gedacht?* Wie ein Passstempel hämmert die Phrase durch seinen Kopf. Wer hätte gedacht, dass die Macht der Arbeit und ausgeklügelter internationaler Sicherheitsvorkehrungen so weit hinter der einer ausgewachsenen Sexualpsychose zurückbleibt?

»Wie lang waren Sie außer Landes?« Ihre Frage reißt Harvey aus seiner Versunkenheit. Manchmal, wenn er sie so anstarrt, vergisst er völlig, dass Frauen sprechen können. Auf einmal spürt er, wie ihm ganz heiß wird. Solche Hitzewallungen hat er häufig – fast schon in klimakterischem Ausmaß –, doch sie sind nicht bedingt durch wachsende Unfruchtbarkeit und auch nicht durch die Temperaturen an diesem Junimorgen in New York, sondern durch Angst. Zwar gibt es dazu keinen konkreten Anlass, doch das spielt schon seit einiger Zeit keine Rolle mehr für seine physischen Reaktionen.

»Ich weiß nicht.« Er klingt ein wenig wie stranguliert und ist sich seines lakonisch flachen britischen Tonfalls bewusst. »Zehn Jahre vielleicht? Oder ein bisschen länger?«

Ihre Augen, die braun sind und unter denen Harvey bereits ein Netz von den in Frauenzeitschriften häufig erwähnten »feinen Fältchen« wahrgenommen hat, werden hart. »Das ist eine lange Zeit.«

Sie hat seine Bemerkung als Affront aufgefasst, merkt Harvey jetzt. Eine derart hartnäckige Abwesenheit muss einfach den Argwohn dieser Wachposten an den Toren des gelobten Landes erregen. Allein die Vorstellung, dass einer der Ihren der Heimat so ausgiebig fernbleiben möchte, ist verdächtig. Was kann an irgendeinem anderen Ort der Welt so fesselnd sein? Er verspürt den theatralischen Drang zu einer sarkastisch matten Replik, unterdrückt ihn aber mit einem eifrigen Nicken.

»Ist Ihr Besuch geschäftlich oder privat?«

Harvey kommt ins Stocken. Er unterbricht seine intensive optische Beschäftigung mit der Haut der Beamtin (die in seiner Fantasie auch eine haptische ist). Was ist die richtige Antwort darauf? Offenbar ein Multiple-Choice-Test mit zu wenigen Wahlmöglichkeiten.

»Mein Vater liegt im Sterben.« Harvey spricht möglichst ausdruckslos, um keine Proklamation daraus zu machen. Diese Ausdruckslosigkeit fällt ihm nicht besonders schwer: Wie alle Informationen von großer Bedeutung, gleich ob persönlich oder politisch – Geburten, Todesfälle, Verwandte, Kriege, Ungerechtigkeit, das ganze Zeug auf Grußkarten und CNN –, ist die Tatsache, dass sein Vater sterben wird, noch nicht so richtig zu ihm durchgedrungen. Er weiß, dass es ihn berühren müsste, und gibt sich der Vorstellung hin, dass ihn dieses Wissen bis ins Mark erschüttern und mühelos den Nebel aus Begehren und Depression zerreißen sollte, der unaufhörlich aus den Poren seines

erschöpften, verklumpten Gehirns quillt, doch rein physisch spürt er nichts. Er glaubt, dass sich dieses Gefühl schon noch einstellen wird, und wartet auf den Augenblick, aber fürs Erste lässt er sich treiben wie jemand, der darüber informiert worden ist, dass der Klempner irgendwann zwischen neun und halb sechs eintreffen wird.

Allerdings kommen die Worte an die Grenzbeamtin nicht so ausdruckslos heraus wie beabsichtigt. Trotz allem versucht er, ein bestimmtes Bild von sich zu vermitteln: ein Mann, dem der Tod im Nacken sitzt und der einfach die nackte Wahrheit ausspricht, weil ihm keine andere Antwort auf diese Frage eingefallen ist. Und er spürt das subtil Sexuelle daran, das Kokette oder zumindest Geschlechtsspezifische: Es ist nicht das Selbst, das er einem Mann vorgeführt hätte. Er zeigt seine Angegriffenheit, um eine Kerbe in den Panzer dieser Frau zu schlagen. Doch echten Eindruck hätte er wohl eher gemacht, wenn er gesagt hätte: »Mein Vater – *Eli Gold* – liegt im Sterben.«

Trotzdem funktioniert es. Mit einer verlegen gestammelten Mitleidsbekundung reicht sie Harvey das blaue Heft zurück und winkt ihn weiter nach Amerika. Dabei berühren sich kurz ihre Fingerspitzen über den Klauen des Adlers. Für sie ist das weniger als nichts, doch für Harvey ist es etwas Erhabenes wie die Decke der Sixtinischen Kapelle, ein Moment, in dem göttliche Elektrizität durch ihrer beider Finger fließt. Dieser Augenblick geht schnell vorüber – Harvey ist kein Trottel, er *glaubt* nicht an seine Fantasien, sondern wird von ihnen verfolgt, doch ihre Unerfüllbarkeit hinterlässt eine weitere Narbe zwischen all den anderen.

Ungeschickt verstaut er den amerikanischen Pass wieder in seiner Gürteltasche und schreitet auf die sonnenbeschienenen Flächen der glasüberdachten Ankunftshalle zu. Dann fällt ihm Stellas SMS ein, und er steckt die Finger durch den halb

offenen Reißverschluss, um nach dem iPhone zu kramen. Sie landen zuerst auf seinen Hausschlüsseln, dann auf den lose herumrutschenden Haufen von Kleingeld, die die Tasche ausbeulen, als hätte sie einen allergischen Schock erlitten. Das Telefon kann doch nicht verschwunden sein! Gerade hatte er es noch in der Hand! Hat er es vielleicht der Grenzbeamtin gegeben, zusammen mit dem Pass? Deswegen hat er doch diese blöde Gürteltasche, obwohl er weiß, dass sich niemand mehr so ein Ding umschnallt und dass er damit nicht richtig gehen kann. Er benutzt sie, damit er nicht ständig sein Zeug verliert. Er bleibt stehen.

Schon sein ganzes Leben leidet er unter dieser zerstreutheitsbedingten Auflösung des Alltags, vor allem im Hinblick auf den Verbleib wichtiger persönlicher Gegenstände: Schlüssel, Telefone, Brieftaschen, Eintrittskarten, Visitenkarten anderer Leute, Dokumente, Schmuck, Schals, Handschuhe, einfach alles, was man mit sich herumtragen kann. Doch vor seiner seelischen Malaise war Zerstreutheit einfach etwas, was er akzeptierte, ein unabänderlicher Fehler, der ihm im Alltag immer wieder zu schaffen machte, aber ihn kaum beeindruckte. Doch wenn er heute erkennt, dass er etwas verloren hat, kann er nicht darüber hinweggehen, dazu fehlt ihm einfach die Kraft, körperlich und geistig. Ihm fehlt die innere Dynamik. Diese Entdeckungen, diese Unterbrechungen seines mühsamen Vorankommens werfen ihn vollkommen aus der Bahn. Wenn er feststellt, dass er seine Brieftasche zu Hause vergessen hat, würde er sich am liebsten auf die Straße setzen; wenn er im Auto sitzt und die Schlüssel nicht in der Tasche sind, in der er sie vermutet hatte, spielt er mit dem Gedanken, ganz auf die Fahrt zu verzichten. Neulich war er auf der Toilette und merkte zu spät, dass er vergessen hatte, eine neue Papierrolle einzulegen. Sofort hatte er das Gefühl, dass er jetzt nur noch auf dem schwarzen Oval sitzen

bleiben konnte, bis sich die Scheiße an seinem Hintern mit der Zeit in eine brüchige Kruste verwandelt hatte.

Auch jetzt bleibt er stehen, würde sich am liebsten auf diesen schwach marmorierten, von Millionen Kofferrädern zerschrammten Boden hocken und dort vielleicht im Schneidersitz verharren, bis ihn jemand – Gott, sein sterbender Vater, eine Frau, irgendeine Frau – an der Hand nimmt und nicht nur sein Telefon wiederfindet, sondern auch seinen Verstand. Und gerade in dem Moment, als die schweren Hände der Depression anfangen, sachte, fast liebevoll seine Schultern niederzudrücken, klingelt es, und Harvey erinnert sich, dass er das Telefon gar nicht in die Gürteltasche gesteckt hat, sondern in die Hose. Er zieht das iPhone aus seiner Minimüllkippe aus Taschentuchstaub und sackt beim Blick auf das Display innerlich zusammen: Freda. Kurz überlegt er, ob er nicht antworten und einfach die ABLEHNEN-Taste drücken soll: weil ihm die Anruferin stets ablehnend begegnet, weil er es ablehnt, vom Niedergang seines Vaters zu hören, weil Harveys Haltung generell immer ablehnender wird. Doch er tippt auf ANTWORTEN.

»Hallo, Freda.« Schon merkwürdig, diese Anruferkennung: das Ende aller vorsichtigen oder mürrischen Fragen, aber auch der Möglichkeit, dass Leute allein schon durch den Tonfall des Angerufenen eine Ahnung davon bekommen, was er von ihnen hält. Alles verdrängt von ironischer, unbeirrbarer Gewissheit.

»Harvey, hi. Wie geht es dir? Wie war dein Flug?«

Er zuckt die Achseln und kommt sich dumm vor, weil er am Telefon die Achseln zuckt. »Es war ein Nachtflug. Coach.« *Coach* – ein Funke von Selbstverachtung durchzuckt ihn bei der Erkenntnis, wie schnell er ins amerikanische Idiom verfällt, bloß weil er sich im Land aufhält oder weil er sich reflexartig bei Freda einschmeicheln will. »Aber sieben Stunden sind nicht so

lang. Und Business kostet fünfmal so viel. Würde man für ein Hotelzimmer fünfmal so viel zahlen, in dem man sich sieben Stunden aufhält?«

Sie quittiert seine Bemerkung mit Schweigen. Das iPhone gibt nur ein trauriges Knistern von sich.

Dann stellt Harvey die Frage, auf die sie sicher schon wartet. »Wie geht es ihm?«

Die Pause vor ihrer Erwiderung ist so lang, dass Harvey Zeit hat, das Schild der Gepäckausgabe zu orten und sich in die entsprechende Richtung zu bewegen. Während er dahinzockelt, wird sein Blick routinemäßig von vorüberkommenden Frauen angezogen. Der Nacken tut ihm weh von der Selbstdisziplin, die es ihn kostet, sich nicht umzudrehen, von dem dringenden Bedürfnis, ihnen an Orte zu folgen, wo er nicht ist.

»Sein Zustand hat sich kaum verändert.« Ihre Antwort kommt so spät, dass Harvey Freda schon völlig vergessen hat.

»Und die Ärzte? Was …«

»Jederzeit. Höchstens noch zwei Monate.«

Harvey bleibt abrupt stehen. Er hat gewusst, dass das die Zeit ist, die seinem Vater noch ungefähr bleibt, doch Fredas unverblümte Äußerung trifft ihn wie ein Faustschlag. So schnell hat er nicht mit dieser Antwort gerechnet. Genau genommen kann er nicht einmal die beabsichtigte Fortsetzung seiner Frage formulieren: »Und die Ärzte? Was meinen sie/wollen sie tun/geben sie ihm gegen die Schmerzen/für einen Eindruck machen sie?« Eigentlich wollte er sich zuerst nur ganz allgemein erkundigen und sich dann allmählich zur konkreten Lage vorarbeiten. Andererseits weiß er genau, was hinter Fredas Offenheit steckt: Mit ihrer Weigerung, sich vor der Realität zu ducken, unterstreicht sie ihren Besitzanspruch auf seinen Vater – und auf seinen Tod. Bei Eli Gold muss sie immer die Erste sein, auch im Tal der Tränen.

Harveys Augen, die mehr von Müdigkeit als von Trauer ein wenig feucht geworden sind, starren in die verschwimmende Ferne. »Verstehe.«

»Wir haben dir ein Zimmer im Sangster reserviert. Ein neues Hotel an der East 76th Street. Es ist sehr gut.«

»Tatsächlich?«

»Ja. Klar, es ist ein bisschen weit weg vom Mount Sinai, aber du hast nur einen Block bis zur Fifth Avenue, und dort kriegst du jederzeit ein Taxi.«

»Nein, ich wollte mich nicht beschweren. Ich …« Er stockt. Eigentlich hat er damit gerechnet, in dem Apartment in der Upper East Side zu wohnen, und sich bereits ausgemalt, beim Durchstöbern von Notiz- und Tagebüchern oder einfach durch das Leben zwischen ihren Möbeln und Kunstwerken seine Neugier auf das Privatleben seines Vaters und Fredas zu stillen. Doch jetzt sieht er ein, wie vermessen diese Erwartung war, zumal er noch nie dort war und seinen Vater in den letzten zehn Jahren nur zweimal gesehen hat, noch dazu in London. Er sieht ein, wie *un*selbstverständlich die Vorstellung sein muss, dass er dort untergebracht wird, und wie klar Freda damit seinen Randstatus im gegenwärtigen Familienkreis bekräftigt hat.

»Wir wohnen noch zu Hause, aber ich überlege schon, ob wir nicht auch im Krankenhaus übernachten sollten. Hängt von Elis Zustand ab. Irgendwann mache ich das sicher, doch Colette wird weiterhin daheim wohnen.«

»Okay.« Harvey ist sich nicht sicher, wie er das auffassen soll. Hat er da vielleicht eine versteckte Andeutung gehört, dass er eine Art Pädophiler sein könnte und dass er sich natürlich nicht mit einer Achtjährigen in derselben Wohnung aufhalten kann? Er möchte beteuern, dass er gut mit Kindern umgehen kann – dass er selbst einen unbelästigten, unversehrten neunjährigen Sohn hat –, doch er unterdrückt diesen Impuls, teils weil Freda

vielleicht gar nichts in der Richtung gemeint hat, teils weil Jamie alles andere als unversehrt ist.

»Also, danke. Das Sangster. Das ist sehr großzügig.« Er läuft rot an, weil er einfach davon ausgegangen ist, dass Freda – oder vielmehr das »Wir«, von dem sie gesprochen hat, eine mystische Dualität von Freda und Eli – zahlen wird. Er fragt sich, ob er sich erkundigen soll, zögert aber, weil er keine langwierige Diskussion darüber führen will, ob sie die Rechnung nur für das Zimmer übernehmen oder auch für Minibar und Hotelpornos.

Erneut knistert das iPhone und macht ihn darauf aufmerksam, dass er von Freda kein *Nichts zu danken* gehört hat.

»Soll ich also … Wann soll ich …?« Verstummend findet sich Harvey mit seiner Nebenrolle ab.

»Vielleicht fährst du erst mal ins Hotel … und kommst morgen früh?« Sie spricht mit der amerikanischen Betonung, die eine Frage andeutet oder zumindest die Möglichkeit einer Diskussion offenlässt.

Aber Harvey weiß es besser. »Morgen früh? Ich dachte …« Meine Güte, wie viele Sätze lasse ich denn noch unvollendet, denkt er. Harvey ist ein unsicherer Mensch, noch dazu in einer unklaren Situation – der alte Sohn, der zum sterbenden, von seiner neuen Familie umgebenen Vater zurückkehrt –, und jetzt hat ihm Freda mit ihrer kompromisslosen Selbstsicherheit anscheinend jede Fähigkeit geraubt, auch nur die kleinste Absichtserklärung vorzubringen. Außerdem ist er ihr nicht gewachsen: Er kann ihre stählerne Härte nicht mit der Bemerkung aufbrechen, dass er seiner Meinung nach sofort hinfahren sollte, weil sein Vater vielleicht heute stirbt. Gedankenlos greift er in die Innentasche seines Jacketts und bekommt das Flugticket zwischen die Finger, das ihn verheerenderweise nicht zur Rückreise berechtigt und dadurch einen deutlichen Preisaufschlag nach sich gezogen hat. Angesichts dieser zusätzlichen

Ausgabe hat sich Harvey geärgert, nicht über seinen Vater und die Unbestimmtheit der ihm noch verbleibenden Lebensfrist, sondern über die Fluglinien, die in ihren Tarifen keine spezielle Regelung für nahe Verwandte todgeweihter Menschen vorgesehen haben. Das ist nicht fair, denkt er. *Es ist nicht fair,* dass ich extra zahlen muss, weil mein Dad im Sterben liegt und ich nicht weiß, für wann ich den Rückflug buchen kann. Solche Ungerechtigkeiten machen Harvey das Herz schwer.

»Also«, antwortet Freda, »heute kommen schon ziemlich viele Leute zu Besuch … meine Mutter ist gerade hier, und am Nachmittag eine Gruppe von Elis Kollegen aus Harvard. Außerdem will auch Roth im Lauf der Woche vorbeischauen. Deswegen … natürlich ermüdet ihn das alles …«

»Vielleicht fahre ich einfach ins Hotel und rufe später noch mal an.« Mehr an Widerstand kann Harvey nicht aufbringen.

»Ja, das ist eine gute Idee.« Im Hintergrund ist eine Stimme zu hören, hoch und hartnäckig.

»Ja, Schätzchen, gleich. Mom telefoniert gerade.«

»Wir hören uns also später noch mal.«

»Ja. Schön, dass du hier bist, Harvey. Eli wird sich freuen, dich zu sehen. Bis dann.«

»Bis dann.« Er klickt auf die OK-Taste des Telefons und zwängt es zurück in seine Jeans. Roth? *Philip* Roth? Harvey verehrt Philip Roth mehr, als er es seinem stets argwöhnisch auf literarische Kränkungen lauernden Vater je hätte gestehen können. Er spürt ein starkes Verlangen, den düsteren Barden des amerikanischen Sex kennenzulernen und mit seiner Depression reinen Tisch zu machen. Wütend fragt er sich, ob er nicht einfach unangemeldet bei diesem großen Literatentreffen aufkreuzen soll. Schließlich ist er Eli Golds Sohn und das einzige seiner drei erwachsenen Kinder, das die Reise an sein Sterbebett auf sich genommen hat. Dann legt sich die Selbstwahrnehmung

wieder auf ihn wie feuchter Schnee, und er erkennt, wie undenkbar diese Handlungsweise für ihn ist, zumal er Konfrontationen schon immer gehasst hat und inzwischen schon das kleinste Hindernis reicht, damit sich seine letzten Kraftreserven völlig in nichts auflösen.

Harvey betritt die Gepäckausgabehalle mit ihrer stets greifbaren Dynamik aus Anspannung und Erleichterung erschöpfter Passagiere, die nervös darauf warten, dass ihre geliebte Habe auf das bewegte Oval gespuckt wird. Sein Förderband, Nr. 4, ist inzwischen nur noch spärlich besetzt, da das Telefonat seinen Marsch hierher verzögert hat. Er erblickt seinen Koffer, einen Samsonite-Klon mit Ausziehgriff – aufgrund der besonderen Eigenart dieser Reise wusste er nicht, welche der zahlreichen Taschen unter der Treppe er packen sollte –, der einsam seine zwanzigste oder dreißigste Runde beginnt. Eine Frau, die im Flugzeug vier oder fünf Reihen vor ihm auf der anderen Seite gesessen hat, steht mit besorgtem Ausdruck dort. Sie ist Anfang zwanzig, das schmutzig blonde Haar gescheitelt wie bei einem tanzenden Woodstock-Girl, meerblaue Augen und, selbst unter dem peitschend grellen Gepäckausgabelicht, eine Haut, die so glatt ist, dass Harveys Finger einfach abgerutscht wären, wenn er sie – wie es ihm jede Faser seiner Hände befiehlt – angefasst hätte.

Dann purzelt pink wie Kaugummi ihre Tasche aus der Luke, und auf ihrem Gesicht spiegelt sich Erleichterung, die ihre Züge noch weicher macht. Harvey fällt die Äußerung eines Freundes ein, der seine Sexualität viel selbstverständlicher auslebt als er. Dieser warf in der Gepäckausgabe am Flughafen immer heimlich einen Blick auf das Schild am Koffer einer attraktiven wartenden Frau und bot ihr dann an, ein Taxi in die gleiche Richtung zu teilen. Angetrieben von dieser Erinnerung schielt Harvey nach unten, als sie nach ihrer Tasche greift, und erkennt eine Postleitzahl. Zufälligerweise scheint es wirklich eine Adresse in

der Nähe seines Hotels zu sein, aber er denkt gar nicht daran, irgendeinen Scheiß wie *Hey, Sie fahren ja in die gleiche Richtung wie ich* vom Stapel zu lassen. Doch auch das hinterlässt eine Schramme in seinem Inneren: dass so was zu sagen möglich wäre, dass jemand anders es tun könnte.

Eine ältere Frau nähert sich und hilft ihr, die Tasche auf einen Gepäckwagen zu heben. Sie entfernt sich, ohne Harveys Anwesenheit auch nur flüchtig registriert zu haben. Er schaut auf die Uhr. Jetzt hat er Zeit, viel zu viel Zeit. Noch einmal grübelt er über Stellas SMS auf dem iPhone nach. *Ich sollte sie zurückrufen,* denkt er, *damit sie weiß, dass ich gut gelandet bin.* Doch dann umklammert das Andere mit kalten Händen sein Herz, und er setzt sich auf den Rand von Förderband Nr. 5, um seinem Koffer zuzuschauen, der wieder und wieder und wieder um das Band Nr. 4 segelt wie ein einsames Schiff auf grauer, unendlich trister See.

✦

Eli Golds erste Frau Violet ist auf ihrem Zimmer und beendet gerade ihr Mittagessen, als die Meldung in den Fernsehnachrichten kommt. Es ist ein Tag, an dem sie bereits von ihrer Alltagsroutine abgewichen ist. Normalerweise sieht sie sich die Ein-Uhr-Nachrichten im Aufenthaltsraum an, obwohl dort um diese Zeit immer schon einige Bewohner eingeschlafen sind und vor allem Joe Hillier die Worte des Nachrichtensprechers mit seinem Schnarchen übertönt. Die gesünderen Bewohner von Redcliffe House dürfen sich ihr Mittagsgericht selbst zubereiten und es im eigenen Zimmer essen, und Violet nutzt diese Möglichkeit so oft, wie sie kann. Sie macht das Essen – Baked Beans auf Toast, ein Käsesandwich, eine Dose Ravioli – in der kleinen Kochnische neben dem Zimmer und speist am Tisch beim Fenster. Beim Mittagessen muss sie immer an Valerie

denken, die ständig andeutet, dass Violet in ein *strukturierteres* Umfeld ziehen sollte. Violet weiß, was Valerie damit meint: eins von diesen faschistischen Altenheimen, wo man ihr die Unabhängigkeit nehmen und ihre Privatsphäre missachten würde, wo sie zwischen halb bewusstlosen Mitbewohnern leben müsste, bloß weil Valerie die Vorstellung nicht erträgt, dass ihre Schwester von Zeit zu Zeit allein isst. Wenn es nicht zu nass draußen ist, fährt sie nach dem Mittagessen normalerweise mit dem Aufzug aus dem dritten Stock nach unten und macht einen Spaziergang um die Redcliffe Square Gardens, was selbst mit Gehstock nicht länger als eine Viertelstunde dauert, und um fünf vor eins ist sie stets wieder im Heim, um die Nachrichten zu verfolgen. Sie kann den Lift hinauf zu ihrem Zimmer nehmen und sie dort ansehen, doch obwohl Violet eine Frau ist, die gern für sich bleibt, ist sie auch der Meinung, dass es wenig Sinn hat, mit so vielen anderen Menschen gemeinsam unter einem Dach zu leben, wenn man sich nie unter sie mischt. Daher strebt sie nach ihrem Spaziergang immer in den Aufenthaltsraum, um sich dort mit ihrem cremefarbenen Wintermantel über den Beinen die Ein-Uhr-Nachrichten anzusehen.

Außer es *ist* nass draußen wie an dem Tag, an dem sie die Nachricht über Eli hört, einem Tag, an dem sie sich nicht einmal die Mühe gemacht hat, hinunterzufahren und einen Blick auf den Gehsteig zu werfen: Schon seit dem Morgen hat der Wind den heftigen Regen diagonal gegen ihre Fensterscheibe gepeitscht. Von einer riesigen Eiche vor dem Nachbarheim ist ein verirrter Ast an der Hausmauer entlanggewachsen und hat sich an ihr Fensterbrett gedrückt, und heute konnte sie die Tropfen auf seinen Blättern zählen. Gerade als sie ein paar Bissen Schinken und mehrere Cracker gegessen hat und schon aufgestanden ist, um den Teller in die Kochnische zu bringen, fängt die Meldung an.

Sie ist schockiert vom Anblick seines Gesichts auf dem Bildschirm – zuerst Bilder von einem Vortrag, den er vor einiger Zeit gehalten hat, mit dem Bart und dem gewaltigen grauen Haarschopf, die sie irgendwie schon kannte, gefolgt von einem alten Schwarz-Weiß-Foto ungefähr aus der Zeit seiner Ehe mit ihr. Den Bruchteil einer Sekunde lang meint Violet, dass sie vielleicht sogar ein Foto von ihr zeigen könnten: er in seiner GI-Uniform und sie an seinem Arm in dem weiß geblümten Kleid, das sie in ihrer ersten gemeinsamen Zeit trug.

Doch sie tun es nicht – wie könnten sie denn, mahnt sie sich, wo doch die einzigen Fotos von uns, die überlebt haben, alle in dem Schuhkarton unter dem Bett liegen? Ich kann mir nicht vorstellen, dass *er* welche aufgehoben hat. Die Nachrichten wechseln zur Aufnahme eines hohen Gebäudes in New York, das wohl ein Krankenhaus ist, wie Violet vermutet. Ein indischer Arzt steht vor einer Menschenansammlung und liest eine Art Erklärung vor. Ohne ihre Hörhilfe kann sie nicht verstehen, was er erzählt. Immerhin steht unten am Rand sein Name: Ghund … khali? Sie stellt den Teller ab und spürt von unten das Knacken ihrer Knie, als sie sich aus der Kochnische wieder ins Zimmer wendet. Sie geht zu ihrem Fernseher, einem ehemaligen Leihgerät der Marke Hitachi von 1973, das sie beim Auszug aus ihrer Wohnung in Cricklewood mitgenommen hat. Selbst als sie die Lautstärke voll aufdreht, muss sie direkt daneben stehen und das Gesicht zum Bildschirm vorbeugen, um zu hören, was gesagt wird.

»Soll dem Vernehmen nach …« Die Stimme eines Reporters. »... kaum noch oder gar nicht mehr bei Bewusstsein sein. Seine engsten Verwandten sind an seiner Seite. Im Augenblick lässt wenig darauf hoffen, dass dieser Mann, den viele für den größten lebenden Schriftsteller der Welt halten, noch einmal das Krankenhaus verlassen wird. Ein Bericht von Rahim Khan von der BBC-Nachrichtenredaktion aus New York.«

Das Bild wechselt wieder ins Hauptstudio. Eine Sekunde lang wahrt der Nachrichtensprecher eine respektvolle Miene, dann folgt eine Meldung über ein Erdbeben in Sri Lanka. Violet sieht einen Moment lang zu, dann schaltet sie ab. Sie setzt sich wieder ans Fenster. Der Regen hat nachgelassen, doch selbst wenn die Sonne herauskäme und den Gehsteig trocknen würde, würde sie jetzt nicht mehr spazieren gehen. Das Alter hat Violet zu einem Gewohnheitstier gemacht. Die große Überraschung ihres Lebens – das Versagen ihres Körpers – lässt sich leichter bewältigen, wenn sie alle anderen Überraschungen einschränkt. Letzte Woche, beim Einstellen der Frequenz zwischen ihren beiden Fixpunkten Radio 3 und 4, hörte sie eine klagend singende Stimme mit den Worten: *no alarms and no surprises, please*. Sie musste innehalten, so sehr entsprach dieses Flehen inzwischen ihren eigenen Wünschen: bitte keine Schrecksekunden und keine Überraschungen. Seit den Tagen einer längst versunkenen Vergangenheit sind alle Nachrichten – angefangen damit, dass das Tor zu den Redcliffe Square Gardens eines Tages aus unerfindlichen Gründen verschlossen war, über die Ankunft irgendeines neuen Schmerzes nach dem Erwachen am Morgen bis hin zu der Meldung, dass wieder ein Heimbewohner gestorben ist – irgendwie zu schlechten Nachrichten geworden, und deshalb wäre es ihr lieber, wenn endlich Schluss wäre mit Neuigkeiten. Die einzige Möglichkeit, mit diesem Zustand fertigzuwerden, ist Gewohnheit.

Dennoch durchbrechen Nachrichten auch weiterhin den fragilen Kreis ihrer Routine und dringen zu ihr vor. Zum Beispiel jetzt: Eli ist im Krankenhaus. Eli, den sie seit über fünfzig Jahren nicht mehr gesehen und gehört hat; ihr erster und einziger Ehemann; der einzige Mann, der ihren zarten Körper berührt hat, mit Ausnahme des Chirurgen 1987, der wohl einige Sekunden lang ihre Brust gehalten haben muss, ehe er das Skal-

pell ansetzte, um sie zu entfernen. *Der größte lebende Schriftsteller der Welt:* Gehören dazu auch die vergilbten Briefe in dem Schuhkarton? Wenn sie sie jetzt herausholen und lesen würde, was sie seit vielen Jahren nicht mehr getan hat, würde das pergamentartige Papier ihre Haut widerspiegeln, von der die Worte so lieblich singen? Violet Gold wird plötzlich übel, und sie erhebt sich, um so schnell wie möglich ins Bad zu eilen. Mehr als je zuvor werden ihr dabei ihre krummen Beine und das lächerlich Hoppelnde ihrer Bewegungen bewusst. Als sie ihr Ziel erreicht, ist die Welle schon vorbei, und sie ist erleichtert, weil sie sich nicht vorbeugen oder gar hinknien muss, vor das weiße Porzellan und die kleine Pfütze – weniger weil es ihr davor graut, sich zu erbrechen, als wegen der Möglichkeit, dass sie nicht mehr hochkommt. Sie lässt den Plastiksitz herunter und nimmt Platz, den roten Alarmknopf links in Reichweite.

Warum? Sie grübelt. Warum diese körperliche Reaktion auf die Nachricht über Eli? Unerwartet kommt sie bestimmt nicht. Erstaunlich ist eher, dass er so lange durchgehalten hat bei all den Ehefrauen – wie viele nach ihr? Drei? Vier? – und seinem sorglosen Umgang mit allem, was die Gesundheit betrifft. Allerdings ist das schon lange her, und möglicherweise hat er sich geändert. Und als sie jung waren, war sowieso alles ganz anders. Er rauchte, sie aber auch. Alle rauchten.

Ihr fällt ein, dass sie auch bei ihrer ersten Begegnung mit ihm rauchte. Damit verdarb sie ihm seine Aufreißtaktik. »Ach, verdammt.« Das waren die ersten Worte, die sie von ihm hörte. Er lehnte an einem Pfeiler im Rainbow Corner und schaute den Männern und Frauen beim Tanzen zu. Es war 1943, ein Freitagabend, und die Bill Ambrose Band spielte. Violet war mit ihrer Freundin Gwendoline dort, die Hostess war, ein Wort, dessen Sinn Violet nie ganz verstanden hat. Das Rainbow Corner war einfach die Trink- und Tanzabteilung des Red Cross Clubs an

der Shaftsbury Avenue, wo während des Kriegs viele amerikanische Soldaten zusammenkamen, und es gab immer Jobs für junge Frauen, doch Violet war nie so recht klar, was es bedeutete, eine Hostess zu sein. Anscheinend durfte sie vor allem nie Nein sagen, wenn sie zum Tanzen aufgefordert wurde, und Gwendoline hatte an diesem Tag bestimmt ihr Soll erfüllt: Violet hatte fast den ganzen Abend allein verbracht und beobachtet, wie das blumengemusterte Kleid ihrer Freundin um fünf gleiche olivbraune Hosen wirbelte. Gerade hatte sie beschlossen, nach der letzten Zigarette nach Hause zu gehen, als sie Elis Worte vernahm.

»Verdammt …«, wiederholte er.

»Was ist?«, fragte sie schließlich, als sie merkte, dass er eine Antwort von ihr erwartete.

»Du rauchst.« Seine Stimme war tief, ein kehliges Poltern.

Violet hatte schon genügend GIs kennengelernt, um diese Aussprache der Gegend von New York zuordnen zu können. Sie schielte kurz auf ihre Zigarette und drehte ein wenig verlegen die Hand vors Gesicht. »Ja …?«

»Na ja, das hat meinen Plan über den Haufen geworfen.«

Violets Gesicht blieb eine Maske der Verwirrung. Sie fragte sich, ob sie ihn wegen der Musik nicht richtig verstanden hatte.

»Ich wollte dir eine Zigarette anbieten …« Er zog eine himmelblaue Packung Newport-Zigaretten aus der Brusttasche. Seine Hände waren riesig.

Endlich begriff sie, und ihre Züge entspannten sich zu einem Ausdruck sanften Spotts, mit dem sie allen Verehrern begegnete. »Du kannst mich ja zum Tanzen auffordern.«

Er schüttelte den Kopf und unterbrach sich dabei, um sich seine Zigarette anzuzünden. Daran erinnert sich Violet noch genau, fast mehr als an alles andere bei ihrer ersten Begegnung mit ihm. Mitten im Kopfschütteln hielt er inne, spannte sein Feuer-

zeug, zündete die Zigarette an, nahm einen tiefen Zug Newport-Rauch und setzte schließlich sein Kopfschütteln fort.

»Ich tanze nicht.« Er fixierte sie mit seinem Blick. Sein Gesicht war ungerührt, herausfordernd: keine Spur von Bedauern.

»Nein?«

»Ich bin ein Mann der Worte.«

»Aha.«

»Dieses Feuerzeug zum Beispiel … weißt du, was das ist?«

Violet blickte auf das gedrungene Metallkästchen. Davon hatte sie schon viele in den gewölbten Händen amerikanischer Soldaten gesehen. »Was denn?«

»Das ist ein Zippo. Das Feuerzeug der Wahl für das amerikanische Militär. Seit letztem Jahr verteilt die Firma sie kostenlos an die Soldaten. Jeder von uns hat eins. Aber die Form …« Wippend bewegte er das Feuerzeug aus dem Handgelenk hin und her. »Die Form stammt eigentlich von einem österreichischen Feuerzeug. Das sieht man gleich. Dieses Gewicht. Diese Solidität. So teutonisch. So germanisch. Und trotzdem …« Er klopfte auf seine Brusttasche. »Trotzdem bewahren wir Nazibekämpfer es direkt am Herzen auf.«

Dieser Vortrag machte Violet einigermaßen ratlos. Noch nie in ihrem Leben hatte sie jemanden so reden hören – zumindest keinen Soldaten und schon gar keinen Mann, der bei ihr landen wollte –, und sie hatte keine Ahnung, was sie damit anfangen sollte. Sie verstand, worauf er hinauswollte, doch ihr fiel nichts ein, was sie hätte hinzufügen können.

»Auf jeden Fall macht es eine schöne, starke Flamme«, meinte sie schließlich, fühlte aber sofort die Banalität ihrer Worte. Als Antwort schnippte er die Klappe des Feuerzeugs erneut auf und strich zweimal über das Rad, bis sich die Flamme blau vom Docht erhob. Als er es näher an ihr Gesicht hielt, spürte sie die Wärme, und ihr wurde leicht schwindlig vom Benzingeruch.

Durch das Blau sah sie seine Augen, die Traurigkeit darin durchbrochen von Neugier. Es gab eine Redensart, mit der sich Gwen über Männer äußerte – sie tat es oft, um das Interesse der Männer an ihr kundzutun: *Sie zogen sie mit den Augen aus.* So ähnlich fühlte sich Violet jetzt. Nicht dass er sie ausgezogen hätte, denn seine Augen hingen unverwandt an ihrem Gesicht. Doch sie spürte seinen Blick wie eine Berührung auf ihrem Körper. Über ihre Wangen lief ein Prickeln. Nebelhaft und zum ersten Mal nahm sie wahr, wie Männer das Gesicht einer Frau betrachten: Um es auf seine Schönheit zu prüfen, suchen sie nach Fehlern.

»Wie heißt du?« Sie stellte die Frage, weil sie es wirklich wissen wollte, aber auch, um von seinem Blick erlöst zu werden.

Sein Lächeln war breiter, als sie es erwartet hatte, und seine Nase senkte sich tief über den Mund. Auf einmal wirkte er mittelalterlich, fast wie eine Karikatur.

»Darauf möchte ich auf eine Weise antworten, die wohl die übliche ist.« Er sprach mit einem übertrieben geschliffenen britischen Akzent und vollführte mit der Hand eine gezierte Geste wie aus dem achtzehnten Jahrhundert. Ehe Violet reagieren konnte, stellte er sich auf die Zehenspitzen und hob das noch brennende Feuerzeug über den Kopf. Erst da wurde ihr bewusst, dass er ziemlich groß war. Er hatte lässig an dem Pfeiler gelehnt und sich bei dem Gespräch mit ihr nach unten gebeugt. Als er sich aufrichtete, war es für Violet fast, als würde sich eine Feder entspannen.

Ihr Blick wanderte nach oben zur niedrigen Decke in diesem Teil des Rainbow Corner. Das Zippo erzeugte einen Lichtkreis, in dem ein wildes Durcheinander von in den Putz gebrannten Unterschriften, Kritzeleien und Zahlen zum Vorschein kam. Sie stammten offenbar von GIs, die in dem fremden Land ein Andenken von sich hinterlassen hatten, bevor der Krieg oder

der Frieden sie wieder woandershin führte. *Dodds, 98205D* las sie, dann bewegte sich die Flamme in der Hand des Mannes und bildete eine schwarze Linie, die langsam zur aufrechten Säule eines »E« wurde. Obwohl es in dem Raum ziemlich verraucht war, drang ihr der scharfe Geruch von brennendem Putz in die Nase. Zwei andere amerikanische Soldaten, die bemerkt hatten, dass gerade dieser alte Brauch ausgeführt wurde, klatschten johlend. Der Mann – El Irgendwas anscheinend, ein Spanier vielleicht? – schien völlig in sein Tun versunken. Die meisten Namen an der Decke waren nur hingekrakelt; ihnen war anzusehen, dass sie auf Zehenspitzen, unter den Augen anderer und von den Händen Betrunkener geschrieben worden waren; er hingegen wirkte tief konzentriert, als wäre er der auf dem Rücken liegende Michelangelo in der Sixtinischen Kapelle. Die Buchstaben waren kräftig und klar, und er ließ sich bei jedem Zeit, um ihn dick in den Putz zu brennen. Am Ende sah es fast wie ein Abdruck aus, fast wie der Stempel der International Shipbrokers Company, den ihre Faust in der Arbeit immer wieder auf die Umschläge niedersausen lassen musste, und gar nicht mehr wie mit der Hand – mit einer Flamme – geschriebene Lettern. Als er fertig war, betrachtete er noch eine Weile den Namen, wie um sein Werk zu bewundern. Violet fiel auf, dass sein Adamsapfel nicht besonders stark vorsprang – kein gespanntes Hautdreieck am gestreckten Hals –, und das freute sie, weil es bei ihrem letzten Freund so gewesen war und sie es immer leicht abstoßend gefunden hatte, wie sein Adamsapfel beim Küssen an ihre Kehle drückte.

»Eli Gold.« Fast feierlich sprach sie den Namen aus, nachdem sie sich das blonde Haar aus den Augen gestrichen und den Kopf gereckt hatte, um hinaufzublicken.

»E-*li*«, verbesserte er. Er sprach es wie »Lei« aus. Sie hatte »Lih« gesagt.

»Komischer Name.«

»Ach? Eli, Eli, lema sabachtanei.«

»Wie bitte?«

»Es heißt Gott. Buchstäblich …« Wieder hielt er das Feuerzeug an die Decke, aber diesmal ohne Flamme. »Elia, der Höchste.«

»In welcher Sprache?«

Elis Lächeln zeigte, dass sein Gesicht trotz seiner Jugend schon ziemlich tiefe Falten hatte. Dennoch wirkte er dadurch nicht alt. »Hebräisch natürlich. Elias eigene Sprache.«

»Hebräisch?«

»Ich bin Jude. Väterlicherseits.«

»Oh.« Violet hatte gelegentlich den Weg vom Haus ihrer Eltern in Walthamstow zum Markt in Spitalfields zurückgelegt, um Fleisch und Gemüse einzukaufen. Dort hatte sie Juden gesehen, doch nur die mit den hohen schwarzen Hüten und den lockigen Koteletten. »Ich dachte, du bist Amerikaner.«

Zum ersten Mal schien Eli ein wenig die Fassung zu verlieren. Die Falten um seine Augen zogen sich alle nach oben, als er in Violets hübsches, offenes Gesicht starrte, das fest hinter der freimütigen Schlichtheit ihrer Äußerung stand. Dann brach er in Lachen aus, ausgiebig und schallend, und sein Lärmen übertönte sogar den Bläsersatz der Bill Ambrose Band. Violet erschrak, doch dieser Schrecken hatte etwas unerklärlich Anziehendes für sie. Sie schaute hinauf zu seinem Namen, der noch immer von der Decke rauchte. Da wurde ihre Seele von einer Welle fortgerissen, und wie es bei einer Epiphanie geschehen kann, glaubte sie diesen Moment zu sehen, wie man ihn viele Jahre später Freunden, vielleicht sogar Kindern schildern mochte: als hätte er ihr die Worte Eli Gold mitten ins Herz gebrannt. Und genau so schilderte sie es später Freunden, wenn auch nicht Kindern, und war bald

davon überzeugt, dass dies der wahre Kern ihrer Erfahrung war. Erst sehr viel später erkannte sie, dass Eli nur geschrieben hatte.

✦

Er ist sich nicht sicher, ob er im Sommer wirklich Schwarz tragen soll. Doch es ist nicht die Hitze, die ihn stört, obwohl er den weißen Frost von Utah gewohnt ist. Nein, er fürchtet, dass er sich damit irgendwie verraten könnte. Als er sich vorhin in den Empfangsbereich des Krankenhauses wagte, hat ihn ein Pfleger misstrauisch angestarrt. Im Grunde ist das paradox, weil er sich nur so angezogen hat, um sich anzupassen. Wo er herkommt, trägt niemand Schwarz: nicht einmal die jüngeren, moderneren Mormonen in ihren jüngeren, moderneren Gruppen, den Bullaites, dem Zions Order oder der Restoration Church. Er hat sich so angezogen, weil ihm seine dritte Frau Dovetta erzählt hat, dass ihr das bei ihrer Missionsreise unter dem Motto »Ein Feuer für Christus« nach New York als Erstes aufgefallen ist: Alle tragen Schwarz.

Er hat eine schwarze Jacke und ein schwarzes T-Shirt an. Dazu allerdings Bluejeans. Auch das macht ihn irgendwie verlegen, denn mit seinen fünfundfünfzig ist er für Jeans wohl schon zu alt. Allerdings tragen heute alle Leute Jeans, selbst alte Männer und Frauen. Sie hängen an ihnen, an ihren Beinen. Dieses Bild von sich selbst als alter Mann in Bluejeans beunruhigt ihn. Nicht aus Eitelkeit, obwohl er früher ein gut aussehender Mann war und es vielleicht sogar noch ist, trotz seines starren Auges. Es beunruhigt ihn wegen der Aufgabe, die vor ihm liegt.

Nach der Erklärung des Arztes treiben sich noch viele Journalisten und Fotografen vor dem Gebäude herum. Einige von ihnen sind offenbar der Meinung, dass er zu ihnen gehört. Er

muss ein wenig aufpassen, wenn die Kameras laufen, damit er nicht auf einer Aufnahme landet. Er will nicht, dass ihn jemand irgendwo in Summit County in einer Fernsehsendung wiedererkennt und sich fragt, was um alles in der Welt er dort verloren hat, zumal er sicher kein wohlwollender Besucher sein kann. Außerdem spürte er während der Ausführungen des Arztes – über Blutbild, sekundäre Infektionen und die großen Anstrengungen, die das Krankenhaus unternahm – den Drang, ihn mit Zwischenrufen zu unterbrechen. »Das Mount Sinai Hospital begreift, was für eine Verantwortung die Pflege dieses besonderen Patienten darstellt« – bei diesen Worten hatte er sich fast nicht mehr beherrschen können. Doch zum Glück kam er auf die Idee, sich den Namen des Arztes einzuprägen – ein langer, indischer Name, den er später wissen muss –, um sich abzulenken. Jetzt hat er beschlossen, diesen Ort zu verlassen. Es ist noch zu früh, und das Ganze geht ihm an die Nieren. Wenn ihn jemand fragt, was er da eigentlich macht, läuft er Gefahr, es einfach hinauszuplärren.

Außerdem hat er noch nicht mal ein Hotel. Er hat sich nichts überlegt. Dafür war einfach kein Raum. Ihm fehlt die *psychische Energie* dafür. So würde es Janey nennen. Janey ist eines seiner Kinder, die Älteste von fünfzehn, die einzige Tochter seiner ersten Frau Leah, die kurz nach der Geburt gestorben ist. Sie ist Mormonin, doch im Gegensatz zu ihm glaubt sie nicht, dass Gott einmal ein Mann war; sie lehnt das Gleichnis von der einen kostbaren Perle ab – und vor allem lehnt sie Polygamie ab. Sie lebt nicht mehr bei ihrer Familie.

Er erinnert sich noch gut daran, wie sie ausgezogen ist. 1993 taufte die Kirche der Heiligen der Letzten Tage bei ihrer turnusmäßigen Totentaufe auch Adolf Hitler. Trotz ihrer Differenzen mit den HLT akzeptierte seine Kirche – die Kirche des Wahren Christus der Letzten Tage – diese Taufe. Ein Jahr später befand

sich die gesamte Familie im Mount-Timpaganos-Tempel, dem herrlichen Gebetssaal, der für die Gemeinschaft von American Fork errichtet worden war, als der Name des Diktators in der Liste der Gesalbten auftauchte. Janey stand sofort auf und verließ den Tempel. Dann hörte er erst wieder von ihr, als sie nach Independence, Missouri, gezogen war, um der Gemeinschaft Christi beizutreten.

Doch schon als er sie unter dem Wandgemälde des Engels Moroni durch die Tür verschwinden sah, war ihm klar, dass die Taufe Hitlers nur der Auslöser war. Sie hatte sich von ihm abgewandt, als er Sedona, die Tochter seiner zweiten Frau, zur fünften Frau nahm. Das hatte er bemerkt, als er die Familie um sich versammelt hatte – im Wohnzimmer ihres damaligen Hauses, das an der Stelle in American Fork stand, wo die East State Road zur West State Road wird –, um allen seine Absicht kundzutun. Sie lebten sehr beengt, und je mehr die Familie gedieh, desto kleiner schien das Haus zu werden. Alle anderen freuten sich und erhoben sich klatschend, um Sedona und ihre Mutter zu beglückwünschen, doch Janey blieb einfach auf ihrem Stuhl am Fenster sitzen und schaute ihn direkt an. Mit neutralem Ausdruck erwiderte er ihren Blick und fragte sie mit dem gesunden Auge, was mit ihr los war. Doch das war schwierig, weil ihn so viele Ehefrauen und Kinder umarmten und weil ihr Ausdruck so voller Schmerz und Abscheu und Zorn war. Während die anderen ausgelassen zwischen ihnen herumtanzten, ließen sie sich nicht aus den Augen, bis sie sich schließlich abwandte und durch das Fenster hinüber zu den weißen Gipfeln der Berge von Utah Valley starrte.

Er beschließt, die Gegend um das Mount Sinai Hospital zu verlassen und sich ein Hotel zu suchen. Allerdings kann er sich kein Quartier in der Innenstadt leisten. Eigentlich dürfte es nicht sein, dass ich mich mit so was rumschlagen muss, denkt er. Ich

bin ein Racheengel; auf meinen Schultern ruht das Gewicht der Bestimmung. Aber ich kann mir kein Hotel in der Innenstadt leisten.

Er marschiert und marschiert. Der rechte Ellbogen, in dem er einen Anflug von Arthritis hat, tut ihm weh vom Ziehen seines blau karierten Trolleys. An seinem linken Schulterblatt jucken die Überreste einer Tätowierung – eine Konföderiertenflagge, die kurz nach seinem Beitritt zur Kirche entfernt wurde, weil ihm das Tempeloberhaupt Elder James LaMoine McIntyre, allseits als Onkel Jimmy bekannt, erklärte, dass der Körper erst nach dem Tod vollendet wird. Um durchzuhalten, zählt er im Kopf bei jedem Schritt die Namen seiner Familie auf: Erst die Frauen: Leah, Schritt, Ambree, Schritt, Lorinda, Schritt, Angel, Schritt, Sedona, Schritt, RoLyne, Schritt. Dann die Söhne und Töchter: Janey, Schritt, Clela, Schritt, Fallon, Schritt, Levoy, Schritt, Leah, Schritt, Darlene, Schritt, KalieJo, Schritt, Orus, Schritt, Rustin, Schritt, Mayna, Schritt, Prynne, Schritt, Dar, Schritt, Hosietta, Schritt, Velroy, Schritt, Elin, Schritt. Dann noch ein letzter Schritt und ein letzter Name: Pauline. Danach beginnt er wieder von vorn. Nach mehreren Stunden fällt ihm ein, dass drei seiner Kinder – Darlene, Rustin, Levoy – eigentlich Stiefkinder sind. Das bringt ihn kurz aus dem Konzept, und er bleibt stehen. Es kommt ihm komisch vor. Doch er unterdrückt das aufsteigende Lachen und nimmt im Kopf eine Umstellung vor als ein Zeichen, ein kleines Zeichen dafür, dass alle Dinge einer Ordnung unterliegen. Schließlich setzt er sich wieder in Bewegung.

Dank dieser Aufzählung vermag er New York zu widerstehen. Er war noch nie hier – war noch nie außerhalb von Utah –, doch aus seiner Jugendzeit und aus dem Internet weiß er genug, um sich darüber im Klaren zu sein, dass ihn die Stadt von seiner Bestimmung abzulenken droht. Er hält den Kopf gesenkt und

konzentriert sich auf seine Füße, auf einen neuen Namen bei jedem Schritt, und verweigert sich der Stadt. Er verweigert sich der Park Avenue, während er sie ganz hinaufschreitet; er verweigert sich dem Chrysler Building, dem Empire State, dem Waldorf-Astoria, der Grand Central Station, One and Eleven Madison und all den anderen Versuchungen im Reich des Menschen. Sogar den gelben Taxis, dem Dampf aus den Kanalgittern, den Hotdog-Verkäufern und den Ampeln, die ihn zum Gehen oder zum Nicht-Gehen auffordern, verweigert er sich, allen Dingen in Manhattan, die mit der Filmidentität des Viertels harmonieren und ihn umgarnen könnten, weil sie die mythischen Erwartungen erfüllen und ihren Ikonenstatus präsentieren wie ein Pfau seine Federn.

Als er sich so müde und heiß gelaufen hat, dass er nicht mehr weiterkann – die Sonne hat die Luft den ganzen Nachmittag über aufgeheizt, und unter den Kleidern ist seine heilige weiße Unterwäsche schwer von Schweiß –, findet er an der East 25th Street eine billige Absteige. Das Condesa Inn ist ein Hippiehotel. Das gefällt ihm. Schließlich war er selbst einmal ein Hippie. Und er war damals auch schon Mormone, aber ein normaler, hineingeboren in die Kirche Jesu Christi der Heiligen der Letzten Tage, und nicht besonders streng in seiner Glaubenshaltung. Er und seine Schwester rauchten viel Dope miteinander und hörten sich eine Band namens Outlaws an. Damals liebte er seine Schwester besonders fest. Es war bei einem Konzert der Outlaws – 1975 im Azteca in Salt Lake City –, dass er zum ersten Mal Jesus erblickte. Bei »Searching«, dem besten Song der Gruppe, ließ Hughie Thomasson voll die Sau raus. Gerade hatte Hughie gesungen: *Searching through the seven skies/for some place your soul can fly* und in die Saiten seiner Stratocaster gedroschen, da sah er ihn: Jesus, das Lamm, der sich mit ausgebreiteten Armen hinter dem Schlagzeug erhob

UNVERKÄUFLICHE LESEPROBE

David Baddiel

Halb so wild
Roman

Gebundenes Buch mit Schutzumschlag, 544 Seiten, 13,5 x 21,5 cm
ISBN: 978-3-89667-482-1

Blessing

Erscheinungstermin: April 2013

Ein geistreich-boshafter Roman über die großen Themen des Lebens – Liebe und Tod, Ruhm und Schönheit.

Eli Gold, 92, liegt im Sterben. Das wäre nicht weiter erwähnenswert, wäre er nicht der Welt größter lebender Autor. Er hat den Pulitzer abgeräumt, den National Book Award bekommen und den Nobelpreis abgelehnt. Er hat in Talkshows mit Germaine Greer gestritten, ist ein alter Freund von Philip Roth. Der hat schon seinen Besuch im Mount Sinai Hospital in New York angekündigt, ebenso wie Bill Clinton.

Vor dem Krankenhaus versammelt sich die Weltpresse, an Elis Bett seine weitläufige Verwandtschaft: Seine Tochter Colette aus der fünften und jüngsten Ehe des weltberühmten Autors beobachtet mit dem schonungslosen Blick einer Achtjährigen den absurden Medienzirkus, der um ihren Vater veranstaltet wird. Extra angereist aus London ist ihr Halbbruder Harvey, Anfang vierzig, gescheiterter Romancier und Ghostwriter, der nicht nur mit dem Erbe seines Übervaters ringt, sondern auch mit seiner jungen Stiefmutter Frieda. Auf dem Weg nach New York ist auch Elis Exschwager, mormonischer Fundamentalist und Bruder von Elis vierter Frau, mit der Eli einen Doppelselbstmord geplant hatte, bei dem allerdings nur sie ums Leben kam. Er will die Gelegenheit beim Schopfe packen und seine Schwester rächen, bevor Eli von selbst sein Leben aushaucht. Eine großartige menschliche Komödie voller lebendiger Figuren, voll geistreichem Witz und psychologischem Tiefgang.

Der Titel im Katalog